

Die Welt der Frau



Beilage zum „Posener Tageblatt“



Nr. 2.

Posen, den 23. Januar

1927

Eigener Herd.

Von Wilhelm Müller-Müdersdorf.

Es ist kein Glück der Erden
Dem stillen Heimglück gleich;
Im Friedenshof des Hauses
Sind wir so sonnenreich.
Und läßt's, daß mir dies Leben
Nur eine Guld gewährt,
So sei's das frohe Leuchten
Von eig'nem Heimes Herd!

Kinderleid.

Von Johanna Weiskirch.

Meine Kopfschmerzen pflegend, liege ich im dunkelverhängten Zimmer auf dem Sofa. Die treuen Genossen meiner Einsamkeit, meine zwei- und vierfüßigen Kameraden, sind bei mir, verhalten sich aber, als ob sie um meine Qualen wüßten, sehr ruhig. Der Hund und die Mieze liegen einträchtig nebeneinander in Floas Korb, und der Papagei und die beiden Turteltauben haben die Köpfe unter die Flügel gesteckt.

In die tiefe Stille klingt mit einem Male das Trippeln zweier mir wohlbekannter Kinderfüße durch den Hausschlur. Gleich darauf öffnet ein schmales, braunes Händchen die Zimmertüre ein wenig, und durch den Spalt schiebt sich die schwächliche Gestalt des seit kurzem mutterlosen Bübchens meines Nachbarn. Das arme Kerlchen, das schüchtern an der Türe stehen bleibt, sieht ganz verfroren aus. Die Strümpfe sind ihm tief heruntergerutscht, und die unter dem kurzen Röschchen hervorguckenden Beinchen sind blaurot vor Kälte und mit Kratzern und Schorf bedeckt.

So steht er und schaut mit den großen, schönen, dunklen Augen stumm im ganzen Zimmer umher. Endlich sagt er schleppend und leise, als ob es ihm große Mühe mache, zu reden, im häuerlichen Dialekt der Heimat: „Weiskirch, sag, haste Schmerz?“

Ich: „Ja, mein Kind, ich habe Kopfschmerzen.“

Er: „Weiskirch, zeig mer doch emol die Schmerz!“

Ich: „Ja, mein Kind, ich habe Kopfschmerzen!“

Er: „Ne-e-e? Weiskirch, ich — ich — sein — eso müß!“

Ich: „So setz dich doch in den weichen Sessel am Ofen!“

Er: „Ich hon arwer eso dredelige Schuh an.“

Ich: „Das macht nichts, setz dich nur und schlafe ein bißchen.“

Er: „Jo, Weiskirch, dat will ich duhn!“

Langsam folgt er meiner Aufforderung und lehnt sich, tief aufatmend, in den bequemen Stuhl. Aber er schläft nicht. Ruhe-los wandern seine Augen im Zimmer umher, haften auf den Gegenständen und den Tieren, und bleiben zuletzt mit einem merkwürdigen Ausdruck an mir hängen.

Er sagt nichts, aber ich merke, wie es krampfhaft in dem kleinen, schmalen Kindergeßicht arbeitet, wie es von verhaltenem Weinen um das blasse Mündchen zuckt. Wieder hebt ein tiefes, zitterndes Aufatmen die kleine Brust, und dann sagt er leise: „Weiskirch, Ihr — Ihr habt alles — alles — und mir — mir hon nig — gar nig! Ihr habt en Hund und en Kat — Ihr habt en Papagei — und zwei — zwei Däubcher, un — un — Weiskirch — un Ihr habt och noch — noch ein — Mama!“

Langsam hatte sich seine Stimme mehr und mehr gehoben, und das letzte Wort kam fast wie ein Schrei aus dem Munde des armen Kerlchens. Die ganze große Liebessehnsucht des mutterlosen Kindes brach daraus hervor und erschütterte mich tief.

Ich erhob mich und trat zu dem Kleinen. Tröstend strich ich ihm über das dunkellockige Köpfchen und sprach zu ihm, der stumm verharrte. Dann holte ich ihm einige Ledereien, die er sonst immer mit großem Jubel in Empfang zu nehmen pflegte, aber diesmal blieb das meist so vergnügte Bübchen still und ernst.

„Weiskirch, ich — ich gehn widder heim bei mei'm Baba,“ sagte er auf einmal in meine Worte hinein und schob sich wieder durch den Türspalt in den Flur.

Vom Fenster aus sah ich ihm traurig nach, wie er, die Händchen frierend in die Schürze wickelnd, auf langsamen, schleppenden Kinderfüßchen quer über die Straße in sein Elternhaus ging.

Was uns Frauen not tut.

Von Clara Fries.

(Nachdruck verboten.)

In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege war das Leben für uns Frauen viel weiter und reicher geworden. Die voranschreitende Technik und die sich immer mehr ausbreitende Wohlfahrt hatten viele Frauen im Haushalt entlastet. Vielerlei Bildungsmöglichkeiten taten sich uns auf und immer mehr Anteilnahme am öffentlichen Leben. Freilich zeigten sich auch schon die Nachteile dieser schnellen äußeren Entwicklung. Viele reisten innerlich nicht genügend. Ein unruhiges Jagen nach der Männer Verus und Bildung auf der einen Seite — auf der anderen Seite Ausnutzung der Freiheit zu Vergnügungssucht und Eitelkeit waren in jenen Jahren genügend bemerkbar.

Der Krieg brachte der Frau zunächst auch eine Erweiterung ihrer Pflichten und Rechte. In manchem Männerberuf, auch auf vorgeschobenen Posten, zeigte sie Kraft und Ausdauer.

Und dann mit dem Zurücksinken der Männer in die Heimat der große Rückschlag: die Frau sieht sich heute aus manchem ererbten Arbeitsgebiet und aus vielen Erwerbsmöglichkeiten verdrängt. Die Not der Zeit, die tiefenhafte Verteuerung der Lebenshaltung und der Löhne, bringen uns vielfach zur Hausarbeit zurück.

Gewiß gibt's immer noch viele Frauen, viel zu viele, die Geld und Zeit zu Vergnügungen haben. Aber die große Mehrheit der deutschen Frauen in allen Ständen ist schwerbelastet mit Arbeit und Sorge für den Haushalt und das tägliche Brot. Und war früher die Vielseitigkeit des Lebens, war die Möglichkeit der Anteilnahme an allen Bildungsmöglichkeiten, an Sport und Reisen usw., oft eine Versuchung zur Unruhe und Verflachung, so sind heute das Angepannsen in das Joch des Alltags, die Ernährungs- und Kleidungsorgen, auch eine Gefahr für viele Frauen. Es macht müde und nimmt unserer Seele die Flugkraft, die sie zu den Bergen tragen soll, von denen uns Hilfe kommt.

Es ist unendlich schwer, im Drud des Alltags und der schweren Zeit- und Hausorgen die körperliche Frische und jene Spannkraft des Geistes zu bewahren, die zur rechten Stunde auszurufen und sich frische Kraft heranzuholen versteht. Niemand aber hält das tägliche, unablässige Sorgen zum Einkauf und Kochen, um Kleider und Feuerung ungeschädigt an der Seele auf die Dauer aus. Wir müssen mehr wie je ringen, über den Wellen zu stehen und Kraft zu finden, diese Alltagsnot zu tragen.

Die äußeren Mittel: Ausflüge, Theaterbesuch, Reisen usw. werden immer schwieriger erreichbar und sind für viele einfach unmöglich. Die meisten wälzen denn auch an der Not wie an einem schweren Stein, der immer wieder frisch auf sie zurückschlägt, und sie tun mit viel Reden und Klagen. Man kann aber auch den Stein, der uns in den Weg gelegt ist, den niemand uns fortnehmen kann, einmal auf sich beruhen lassen. Vielleicht liegt helles Land dahinter und ein Weg bergauf — vielleicht kommt der Tag und die Stunde, wo uns Kraft gewiesen werde, ihn aus dem Wege zu räumen. Bis dahin sollten wir Kopf und Herz nicht daran zerstoßen.

Für jeden gibt's irgendeine Erquickung, irgendeine Ruhestunde und Freude, wir müssen nur fein aufmerksam und stille werden. So lange die Gedanken krampfhaft von einer Not und Arbeit zur anderen jagen, kann uns keine Feier- und Ruhestunde kommen. Viele werden sagen, daß sie längst auf solche Erquickung verzichtet haben, daß in ihrem Leben dafür kein Platz ist. Das ist schon praktisch ganz falsch gedacht. Nur die allerbeste Einteilung von Kraft und Zeit, von Arbeit und Ruhe kann uns oben halten. Und zum anderen und wichtigsten Schaden das Vielerlei und die unruhige Hast unserer Seele.

Ellen Key erzählt von einer Frau und Mutter, die in so engen Räumen und Verhältnissen lebte, daß gar keine Einsamkeit, kein Ausruhen für sie möglich schien. Aber sie suchte einen Weg. Nach Tisch schaffte sie sich eine Pause in der Arbeit, setzte sich in eine Ecke des Familienzimmers und hing sich ein großes grünes Tuch um den Kopf. Das gab ihr ihre Stunde Einsamkeit, ihr Stillewerden, und neugestärkt ging sie dann wieder an die Arbeit und Unruhe ihres Lebens.

Wir müssen alle unser grünes Tuch haben, das unserer Seele Ruhe und Frieden gibt und neue Kraft. Es braucht natürlich nicht wirklich dasselbe Mittel zu sein, das diese Lebenskünstlerin für sich gefunden hatte. Vielen wird ein gutes Buch, in Sammlung und Ruhe gelesen, neue Kraft geben, — andern die Musik oder ein ruhiger Gana hinaus in die Natur.

Es gilt nur, den Alltag für eine Weile auszuschalten und seine hegenden unruhigen Gedanken, es gilt Sammlung zu finden, die dann wieder Kraft und Ruhe schenkt.

In Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ sagt der Priester zu Hero:

„Sammlung? Mein Kind, sprach das der Zufall bloß?
Wie oder fühltest du des Wortes Inhalt?
Du hast genannt den mächtigen Wellenhebel,
Der alles Große tausendfach erhöht,
Und selbst das Kleine näherrückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Wallen,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet.“

Dass wir aus der Zerstreuung in die unseres Lebens äußere Not uns führt, den Weg zurückfinden zu Stunden der inneren Sammlung, daß wir dann aus ewigen Quellen neue Kraft schöpfen für unseren schweren Alltag und für die Arbeit an den Seelen, die uns anvertraut sind — das ist's, was uns Frauen not tut.

Ueber den Umgang mit der reiferen Jugend

Von R. Kaulig-Niebeck.

(Nachdruck verboten.)

Beinahe in jedem Jahrzehnt hat die Jugend Fesseln zu zerreißen, nach Freiheiten zu haschen, sich Rechte anzueignen, und vor allen Dingen den eigenen Willen durchzudrücken, das sind Sätzgebanten der meisten jugendlichen Revolutionsgeister. Während die Väter in den meisten Fällen den Standpunkt stummer Beobachter einnehmen, ereifern sich viele Mütter und beklagen sich, daß sie Einfluß und Macht über ihre Kinder verloren haben. Es entstehen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen und ihren Söhnen und Töchtern, manche Kluft bildet sich, und sie sind bestümmert, weil ihnen die Seelen ihrer Kinder anscheinend entgleiten. Sie geben zu, daß sie den Zielen und Wegen der modernen Jugend nicht mehr folgen können.

Statt nun zu verzweifeln oder zu klagen, wäre es vielleicht Aug, in stiller Stunde über die Zeit, in der wir leben und über ihre Erscheinungen in Ruhe nachzudenken. Es weht ein schärferer Aufzug die jungen Menschen heute an, als wir ihn selbst einmal gespürt haben. Der halberwachsene Sohn, die junge Tochter glauben ihr Verständnis für die neue Zeit und ihre Forderungen am liebsten zu bezeugen durch ein rückwärtsloses Aufträumen mit alten Ansichten und alten Sitten. Am nächsten liegt ihnen dafür die eigene Familie. Dieses Aufträumen ist nicht so folgenschwer, wie es sich manche Mütter ausmalen. Was bedeutet es schließlich, wenn die Jugend sich nach eigenem Geschmack kleidet, wenn das Kleidchen vielleicht ein wenig zu kurz, der Schuh zu spitz ist? Oder wenn ein Auszug ohne elterliche Erlaubnis erfolgt und eigener Zeitvertreib, eigene Vergnügungen gesucht werden? Man forsche nicht zu ängstlich den Wegen des Sohnes oder der Tochter nach, erwarte nicht, daß sie uns über jede Freizeit genaue Rechenschaft ablegen. Es ist nur weise, eine kleine Verlegenheitslüge ohne Mißtrauen und mit Gleichmut zu überhören, als darüber ein hartes Verhör anzustellen. Vielleicht furiert ein überlegener Spott, eine gelassene Bemerkung die Auswüchse und Verzerrungen im Betragen der Jugend gründlicher als Tadel. Den wahren Kern ihres Kindes kennt wohl jede rechte Mutter zu gut, sie wird es bald fühlen, ob sich der Sohn oder die Tochter in ernste sittliche Gefahren begibt. Ihre mütterliche Besonnenheit und Erfahrung wird dann das glückliche Mittel finden, um einzugreifen, wo es nottut.

Eine nordische pädagogische Schriftstellerin erzählt von einem jungen Mädchen, das sich abends zur bestimmten Stunde aus dem Hause entfernte, ohne den Zweck ihres Ausganges anzugeben. Darüber entrüstete sich die Mante und überhäufte die Mutter wegen ihrer Ruhe und Gelassenheit mit schwerem Tadel. Die aber erklärte voll Zuvorsicht: Ich brauche meinem Kinde, wenn es heimkehrt, nur ins Auge zu sehen, um zu wissen, daß es auf keinem unredlichen Pfade geirrt ist. Sie hatte Recht behalten: die Tochter ging jedesmal zu einer Zeichnerin, die das Bild des jungen Mädchens zeichnete zu einer Geburtstagsüberraschung für die Mutter.

Die weibliche Handarbeit.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl kein Gebiet, das so viele Hände beschäftigt, wie die weiblichen Kunstfertigkeiten. In jahntausendlangen Erfahrungen wurzeln all die einzelnen Techniken und sind mit unendlich viel Fleiß und Mühe bis zur gegenwärtig höchsten Vollkommenheit ausgebaut worden; vom einfachen Knipfen, Häkeln, Stricken bis zum Weben, Flechten, Sticken und zu den feinsten Nadelspitzen.

Der Drang nach Schönheit und Schmut liegt im Menschen; schon die einfachsten Ureinwohner versuchten, ihren Gewändern durch bunte Stiche ein hübsches Aussehen zu geben. Im Mittelalter steigerte sich das technische Können zur höchsten Blüte. In Burgen und Klöstern pflegten Frauenhände die schöne Beschäftigung und einzelne der prächtigen Stücke, die damals geschaffen wurden, sind uns erhalten geblieben.

Die Renaissance, mit ihrer reichen Ornamentik und ihren zierlichen Formen, hat besonders die Spitze gefördert; die schönsten Netzecke-Nähspeisen, teilweise sogar mit figürlichen Darstellungen, stammen aus dieser Zeit. Auch die folgenden Epochen, Barock,

Rokoko und Biedermeier waren der weiblichen Handarbeit überaus günstig.

Erit mit der Einführung der Maschinenarbeit kam der Verfall. Das technische Können verflachte (wieweil Mädchen wissen heute noch von etwas anderem als Kreuz- und Stichtich, höchstens noch Ausschnitt- und Lochstiderei) und die geschmackliche Höhe machte einem Tiefstand Platz, der zu den greulichsten Auswüchsen führte.

Wer erinnert sich nicht an die Kissen: „Nur ein Viertelstündchen“, die Kissenparaden: „Nehre gut“, und an alle die Lohengrüne und Trompeter auf Handtüchern, Martittaschen und wer weiß, wo noch überall.

Eine ganz kleine Dejjierung ist ja eingetreten. Dem Mädchen, der jungen Frau ist zum Bewußtsein gekommen, daß „Schmüde dein Heim“ keine Aufforderung zur Verunstaltung des selben sein soll. Die Hausgeuel, Nadelstichen mit plastischen Erdbeersträußen und so weiter, sind allmählich verschwunden, geschmacklich genügende Muster sind an ihre Stelle getreten. Alle die vielen Schulen für Kunstfertigkeiten schiden allmählich technisch und ästhetisch vorgebildete Kräfte hinaus, was, nach Ueberwindung der gegenwärtigen materiellen Krise, zur Hebung des allgemeinen Schönheitsempfindens beitragen wird. Und das ist gut! Gerade heute, wo so viele junge Mädchen notgedrungen aus dem Berufsleben ausscheiden, bietet die Handarbeit eine willkommene Beschäftigung. Sie sollte wieder viel mehr gepflegt werden.

Die alten, schönen Techniken müßten wieder Volksgut werden und nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen. Die gebildete Frau soll sich nicht damit begnügen, mechanisch mehr oder minder schöne Muster nachzufahren, sie muß wieder lernen selbst zu schaffen, was die Freude an der fertigen Arbeit noch erhöht. Jede kann das; freilich gehört eine gewisse Vorbildung dazu, denn der gute Geschmack ist nicht nur angeboren, wie sehr viele glauben, er muß durch fleißiges Studium gefördert und fest begründet werden.

Wer Lust und Zeit dazu hat, sehe sich einmal genau die herrlichen Mustervsammlungen der Museen an oder studiere die Bücher über Volkskunst, welche in allen öffentlichen Büchereien zur kostenlosen Einsicht aufliegen.

Man staunt über den Reichtum und die Gediegenheit der Formen, welche einfache Bauern, ohne alle Vorschule, geschaffen haben; namentlich Oesterreich, Märiten, Ungarn sind vorbildlich in diesen Schöpfungen. Auch die nordischen Völker: Skandinavien, Rußland haben farbenfrohe und formenreiche Trachten mit Verzierungen in allen möglichen Techniken aufzuweisen. Ihr Frauen, lernt wieder Zeichnenstift und Nadel gebrauchen! Die fernsten, mühsamen Arbeiten, welche zu ihrer Herstellung die Zeit eines halben Menschenalters erfordern, sind für unsere heutigen Verhältnisse freilich untragbar geworden. Die Maschine hat uns viel augen- und nervenzersetzende Anstrengungen abgenommen, was in unserer hastigen Zeit nur von Vorteil ist. Doch sollten wir bestrebt sein, selbst diese Ergänznisse auf eine kulturelle Höhe zu bringen. Wenn auch mechanisch hergestellte Arbeiten nie den Wert des handwerklich Erzeugten erreichen können, so brauchen sie deshalb doch nicht geschmacklos zu sein. Darum trachte jedes junge Mädchen eifrig danach, sein Verständnis für Schönheit und Gediegenheit zu schulen und fleißig fortzubilden, dann wird der Stich bald erdglücklich aus den Geschäften verschwinden, denn der Kaufmann legt sich letzten Endes nur das zu, was seine Kunden verlangen.

Die Selbständigkeit der Frau.

Die Tage, an denen die Frau still im häuslichen Kreise waltete und den Stürmen des Lebens fern stand, sind vorbei. Manderlei Umstände ziehen das weibliche Geschlecht mit in den Wirbel des Daseins, es muß kämpfen und ringen, damit es nicht unterliegt. Wie schwer wird ihnen dieser Kampf, wenn die Kraft der Selbständigkeit fehlt, wie auf schwankendem Kahn treiben sie durch die wilden Wellen des Lebens und vergeuden die beste Zeit, weil sie nicht imstande sind, selbständig das Ruder zu führen. Man sollte denken, daran fehle es den Frauen von heute nicht, sind doch die jungen Mädchen schon so beneidenswert selbständig, daß sie keiner Belehrung bedürfen, wenn es sich um Einkäufe, Theater, Konzerte oder Besuche handelt. Wie erstaunt würde man sein, wenn man die so sicher auftretenden Mädchen einmal als junge Hausfrauen sehen würde. Sie sind oft nicht imstande, selbständig in Haus und Küche etwas zu leisten oder einen praktischen Gedanken in die Tat umzusetzen! Jedes Menschen Schicksal wechselt, jeder kann von sonniger Höhe zur dunklen Tiefe stürzen. Man konnte gerade solche Fälle in den letzten Jahren zu Hunderttausenden erleben. Wie oft verlieren Frauen ihre Männer, Kinder ihre Eltern, und was wird aus ihnen, wenn sie jeder Selbständigkeit bar sind, wenn sie nicht verstehen zu handeln, zu denken und zu urteilen! Sie waren gewohnt, alle Unannehmlichkeiten auf fremde Schultern zu legen, andere für sich sorgen zu lassen, und bei plötzlichem Schicksalswechsel bricht das Herz fast zusammen unter seiner Last. Die Frau muß darnach streben, sich Selbständigkeit zu erwerben, daß sie, wenn leidvolle Stunden über sie hereinbrechen, so viel Willensstärke, Ueberlegung und Handlungsfähigkeit besitzt, daß sie auch ohne leitende Hände nicht zusammenbricht. Wenn man nur Mut, Energie und Selbständigkeit besitzt, so erreicht man vieles, ich möchte fast sagen alles. — Den ersten Trieb zur Selbständigkeit legen wir im Kinde. Es soll nicht früh reif werden, noch den Gaud der Rindlichkeit abstreifen, aber im Spiel mit Puppe und Pferd findet sich so manche Gelegenheit, selbst etwas zu leisten. Da sind kleine Reparaturen, die Kinderhände nach einiger An-

leitung recht gut ausführen können. Die Kinder tun dieses allgerne, denn selbst etwas machen, erfüllt sie mit Freude und Stolz. Durch diese Beschäftigungen werden sie zum Handeln und Denken angeregt. — Wie manches Mädchen, das den Flug ins Geistige wagte, ist gänzlich unselbständig, wenn es sich um praktische Tätigkeit handelt. Gewiß ist das selbständige Auftreten im öffentlichen Leben gut und schön und wünschenswert, aber die notwendige Selbständigkeit ist doch diejenige, in kleinen und großen häuslichen Obliegenheiten das Richtige treffen zu können, denn am höchsten steht doch die Frau, die sich selbst bedienen und sich selbst beherrschen kann.

Die Erfinderin des Teddybären.

Nächst der Puppe gibt es kein beliebteres Kinderspielzeug, als Nachbildungen von Tieren. Von den allereinfachsten Formen an, von den steifen Holzgeschnitten und bemalten Pferdchen, Schafchen usw. wie sie noch in Volkstunftsammlungen zu finden sind und die bei aller Brimitivität oft viel künstlerischen Sinn verrotten bis zu den ganz „echten“ Tieren der modernen Spielzeugindustrie, die bis in die feinsten Einzelheiten die Wirklichkeit nachahmen wollen, die laufen, sich bewegen, brüllen und bellen können, sind die Tiere stets die Lieblinge der Kinder gewesen. Aber sie hatten und haben den Fehler, daß sie meist aus hartem Material gefertigt sind und sich nicht richtig „liebhaben“, häßlichen und an sich drücken lassen. Diesem Bedürfnis des Kindes nun kommt der „Teddybär“, der täppische weiche Plüschbär, entgegen, den auch schon das Meiste in die Vernehmlichen schließen kann, ohne sich zu verletzen. Trotz seines amerikanischen Namens ist der Teddybär die Erfindung einer deutschen Frau, die es verstanden hatte, hellhörig in die Seele des Kindes hineinzulauschen und seine innersten Wünsche zu erfassen:

Margarete Steiff, aus Giengen a. Brenz, ein gelähmtes Mädchen, das wie zum Ersatz für ihre jahrelange Unbeweglichkeit von der Natur mit wunderbar geschickten Händen und wahren Künstleraugen begabt worden war, fertigte zuerst nur zum Ausfüllen ihrer inhaltslosen Tage, bald aber zur Freude vieler Kinder Tiere aus Stoffen, die sie auch mit Stoffresten ausklopfte. Ihr feines Gefühl für die Form entwickelte sich immer mehr mit der Übung; es gelang durch sinnreiche Konstruktion, den Tiergestalten ein Knochengestütz zu geben, so daß sie nun sicherer auf den Beinen standen.

Der große Erfolg Margarete Steiffs wurde der Plüschbär, der in die ganze Welt hinauswanderte und jenseits des Ozeans den Namen „Teddy“ erhielt. Durch dieses Idealspielzeug wurde sie die Urheberin einer neuen Spielzeugindustrie, die heute Tausende von Kinderstuben mit Stofftieren versorgt; längst sind zum Teddybären die verschiedensten anderen Geschöpfe getreten, zierliche, bewegliche Mädchen, tollkühnliche junge Bernhardiner, schlaue Fische und andere mehr.

Die Schöpferin dieser reichen kleinen Welt weiß nicht mehr unter den Lebenden, aber sie hat die große Freude erlebt, das ständige Anwachsen ihres Betriebes und den ungeahnten Erfolg ihrer Erfindung noch zu sehen.

Schöne Zähne.

(Nachdruck verboten.)

Es ist im allgemeinen wenig bekannt, daß Menschen, die viel Früchte und Gemüse essen, meistens schöne, reine und glänzende Zähne haben, und selten hört man diese Leute über Zahnschmerzen klagen. Wenn wir weiter nachdenken, finden wir, daß namentlich die Südländer, die bekanntlich recht viel Obst essen, die schönsten Zähne besitzen. Es dürfte demnach wohl die Hauptursache daran der Genuß frischen Obstes sein. Obst ist für die Bewohner der südlichen Länder die Hauptnahrung.

Die Fruchtsäure bringt beim Kauen in alle Ecken des Mundes und zwischen die Zähne und vernichtet so die Bakterien, die sich aus den Speiseresten entwickeln, im Munde zurück bleiben und in Fäulnis übergehen.

Das Fleisch der Früchte schenert die Zähne, und besonders Nessel haben die Eigenschaft, selbst den hartesten Ansaß am Zahn zu lösen. Daß dieser sogenannte Zahnsaß die Glazur der Zähne beschädigt, wodurch viele Zahnkrankheiten entstehen, ist hinreichend bekannt. Wer Abends vor dem Schlafengehen noch einen Apfel isst, wird morgens merken, daß er nicht wie sonst einen unangenehmen Geschmack im Munde hat.

Umschau.

Ameisen-Wunder. In seinem berühmten Buche über die Insekten erzählt der französische Entomologe Michélet, daß sein Schwager Hippolyte Rivet ihn auf eine merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht habe, die ihm bis dahin unbekannt gewesen sei. Er gab den Ameisen seines Gartens Getreidekörner verschiedener Art durcheinander, und zwar von Weizen, Gerste, Roggen, die sie in ihre Schlupfwinkel transportierten. Als er einen solchen eines Tages öffnete, fand er die Körner fein säuberlich gesondert und verteilt in verschiedenen Haufen oder „Stodwerken“, so den Weizen im ersten und die Gerste im dritten. Die Auswahl war ganz exakt geschehen, ohne jede Vermischung der einzelnen Arten. Michélet kommt angesichts dieser merkwürdigen Erscheinung zu dem Schluß, daß die Ameisen bei ihrem Handeln von einer geistigen Kraft geleitet würden, die sicher über der steht, die noch immer viele hartnäckig einfach als Instinkt bezeichnen.

Washingtons Pünktlichkeit. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.“ Diese Pünktlichkeit war auch George Washington,

dem Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika, eigen. Wenn er die Mitglieder des Kongresses zu sich zum Essen einlud, so bat er sie für 4 Uhr nachmittags. Waren um 4 Uhr dann nicht alle Gäste versammelt, so wartete er fünf Minuten, weil ja die Uhren nicht immer ganz gleich gehen konnten. Dann aber ward das Essen aufgetragen und man setzte sich zur Tafel. Da kam es nun manchmal vor, daß Gäste erst erschienen, wenn die Mahlzeit schon halb vorüber war. Washington empfing auch solche Gäste sehr höflich und sagte dann stets mit lächelnder Miene: „Meine Herren! Wir sind zu pünktlich für Sie. Aber ich hab' einen Koch, welcher niemals fragt, ob die Gäste vollzählig sind, sondern nur, ob es vier geschlagen hat.“

Korbmöbel im Altertum. Auf der Bildplatte eines aus dem 3. Jahrhundert stammenden römischen Grabsteines, der sich gegenwärtig im Museum zu Triest befindet, ist ein Korbstuhl dargestellt, der in Arbeit und Form durchaus unseren modernen Korblehnsesseln gleicht. Auch auf einem Stich, der von dem im 17. Jahrhundert lebenden Künstler Stefano Bolognese herrührt, ist ein Korbstuhl mit hoher Lehne abgebildet. Die Korbmöbel stellen also keineswegs eine Erfindung unserer Gegenwart oder neueren Zeit dar.

Die Calla als Giftpflanze. Die als Zimmerpflanzen sehr beliebten Callaarten enthalten, was nur wenige Blumenfreunde wissen, einen Giftstoff — vermutlich ein Alkaloid —, der, auf die Schleimhäute des Menschen gebracht, heftige Entzündungen erzeugt. Im getrockneten Zustande verliert das Gift seine Wirkung, doch gegen das frische Gift hat man sich jetzt noch kein Gegenmittel ausfindig gemacht. Es empfiehlt sich jedenfalls, Kinder davon abzuhalten, Teile der Callapflanzen in den Mund zu nehmen. Auch beim gärtnerischen Gantieren mit den Pflanzen sollte man immer eine gewisse Vorsicht beobachten.

Die praktische Hausfrau.

Vertreibung von Holzwürmern. Holzwürmer lassen sich mit Salmiageist oder auch Terpentinöl sehr gut bekämpfen. Mit einer feinen, aber kräftigen Spritze spritzt man die Flüssigkeit in die Wurmlöcher. Handelt es sich um ein nicht allzu schweres Möbelfstück, so legt man dasselbe so, daß die Wurmlöcher nach oben kommen, spritzt den Salmiageist hinein. Der Holzwurm wird durch die scharfe Säure radikal vernichtet auf diese Weise. Ist diese Anwendung nicht möglich, tut man gut, nach etwa acht Tagen eine Einspritzung mit scharfem Salmiageist zu wiederholen, d. h. bei alten, schweren Möbelfstücken.

Tintenstiftflecke verschwinden, wenn sie vorsichtig mit Alkohol betupft werden, dem man etwas Salmiageist zusetzt. Der größte Teil der Farbe wird hierbei schon entfernt. Sind sie ganz frisch, lassen sie sich auch durch Auswaschen mit lauem Seifenwasser oder mit Zitronensaft ausreiben. Tintenstiftflecke aus weißer Wäsche können durch mehrmaliges Auswaschen mit Wasserstoffsuperoxyd entfernt werden. Die in jeder Drogerie käufliche Wasserstoffsuperoxydlösung wird mit sechs Teilen Wasser verdünnt. Man hüte sich, eine stärkere Lösung zu verwenden und spüle das Stuch sehr gut mit lauwarmem Wasser nach.

Für die Küche.

Gänseleberjalmi. Eine schöne Gänseleber wird gebraten und durch ein Haarsieb gegeben. Sardellen und Kapern je nach Geschmack werden gleichfalls durchgeschlagen. Etwa 40 Gramm Butter werden flammig gerührt, zu der Masse gegeben und etwas Zitronensaft beigelegt, alles gut vermengt. Entweder richtet man das Jalmi auf einer Glasschüssel oder in Muscheln an und garniert es mit Aspik, harten Eiern, Petersilie oder auch Kapern und gerollten Sardellen.

Blumentohl-Auflauf. Eine große und feste Blumentohlkrause wird unten glatt abgeschnitten, damit sie gerade aufliegen kann. Sie wird in wenig Salzwasser weichgekocht, dann in eine eingeseitete Auflaufform gelegt. Aus Butter und Mehl wird eine hellgelbe Einbrenne gemacht. Diese wird mit dem Blumentohlwasser und nach den Mitteln mit süßem oder saurem Rahm aufgefüllt, so daß es eine glatte, aber sehr dicke Tunkel gibt. Zur Verbesserung des Geschmacks wird ein Teelöffel Fleischextrakt oder, ist dieser nicht vorrätig, etwas Maggi und 1–2 Eidotter hinzugerührt. Diese Tunkel wird über den Blumentohl gestrichen. Obenauf werden noch Butterflöckchen, Semmelbrösel und geriebener Käse gestreut. Dann wird der Auflauf im Bratofen ungefähr 30 Minuten goldgelb gebacken.

Süße Klöße. Von 1 Pfund feinem Weizenmehl, 2 ganzen Eiern, 50 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, ca. ¼ Liter Milch, 20 Gramm Hefe und etwas Salz macht man einen Teig und läßt ihn zugedeckt warm zum Aufgehen stehen. Die Zutaten müssen alle lauwarm sein. Dann gibt man den Teig auf ein mit Mehl bestäubtes Brett, teilt ihn in 9–10 Teile, gibt in die Mitte eine Apfelförmige oder Pfanne, drückt den Teig gut um die Fülle, rollt ihn mit beiden Händen zu einem runden Klotz, bedeckt die Klöße, wenn alle fertig sind, mit einem leichten, erwärmten Tuch und läßt sie noch ein wenig aufgehen. Inzwischen röstet man Semmelbrösel in Butter goldbraun. Nun gibt man die Klöße in kochendes Wasser, jedoch nicht zu viele auf einmal, und kocht sie genau 15 Minuten lang; dann nimmt man sie mit einem Seihlöfel heraus, wälzt sie in die Semmelbröseln ein, bestreut sie noch mit heißer Butter und bestreut sie reichlich mit Zucker. Man muß sehr darauf achten, daß die Klöße knapp vor der Mahlzeit fertig werden, da sie sonst an Geschmack verlieren.

Die zwei S. weuern.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Lang' ist's her, da lebte in einem großen Walde ein Köhler mit seinen zwei Töchtern. Als ihm einstmals zur Herbstzeit das Feuer ausgegangen war und er nichts hatte, es von neuem anzuzünden, bemerkte er auf ferner Bergesspitze einen hellen Schein. Da sagte er zu der ältesten Tochter: „Gehe hin und hole einen Brand von dem Feuer, das dort brennt!“ Die Tochter machte sich auf. Und als sie den Ort nach mühevollen Marsche erreicht hatte, sah sie zu ihrem Schrecken einen mächtigen Bären am Vergange sitzen, der das Feuer hütete. Schnell bezwang sie sich aber und bat ihn mit höflichen Worten um den Brand, den der Vater brauchte. Der Bär, der es sich bei der wärmenden Glut wohl sein ließ und sich auf seinem bequemen Lager kaum rührte, sprach: „Erst fraue mir eine Stunde lang das Fell! Dann soll dein Wunsch erfüllt werden!“

Obgleich das Mädchen keine Lust verspürte, dem häßlichen, unsauberen Bären Bärtlichkeiten zu erweisen, so mußte sie doch — schon um nicht vergeblich zum Vater zurückzukehren — die Aufgabe erfüllen. Und eine halbe Stunde lang hatte sie dem brummenden Pelztäger bereits den unfreiwilligen Dienst erwiesen, als ihm plötzlich die Augen zufielen und er sanft entschummerte. Sofort spürte das Mädchen, daß der rechte Augenblick gekommen sei, wo es sich der weiteren Pflicht entledigen und davonmachen könne. Unter Mitnahme eines brennenden Scheites und auch der goldenen Kette, die ihm als Lohn winkte, floss es in den Wald hinein.

Schnell rief die bange Gast die Heimelnde vorwärts. Als sie eine Strecke gelaufen war, gewahrte sie einen Birnbaum am Wege, der voller Früchte hing. Er bat: „Ach, schüttle mich, damit die Äste nicht brechen!“ Doch das Mädchen achtete seiner Bitte nicht. Mit den Worten: „Ich habe keine Zeit!“ eilte es weiter. Bald darauf kam es an einen Pflaumenbaum, der über und über mit biden, blau leuchtenden Pflaumen bedeckt war. Er rief: „Schüttle mich, damit die Äste nicht brechen! Es soll dein Schaden nicht sein!“ „Ich habe keine Zeit!“ antwortete das Mädchen und ging fort. Als es wieder eine Weile gewandert war, sah es einen Badofen, in dem viele Kuchen und Striezeln lagen. Auch er bat: „Nimm die Kuchen heraus, damit sie nicht oerbrennen.“ Abermals erwiderte jedoch das Mädchen: „Ich habe keine Zeit!“ Nur einen Kuchen ergriff sie und blieb stehen, um ihn zu essen.

Währenddessen war der Bär aus dem Schlafe erwacht. Und als er erkannte, daß man ihn getäuscht hatte und ihm auch die goldene Kette fehlte, zögerte er nicht lange und setzte wutschnaubend dem Mädchen nach. Als er zum Birnbaum kam, fragte er: „Hast du nicht ein Mädel gesehen, mit einem brennenden Scheit in der Hand und einer goldenen Kette um den Hals?“ „Dorthin ging sie!“ entgegnete der Birnbaum. Der Bär verfolgte den gewiesenen Weg und erreichte den Pflaumenbaum. Der gab ihm dieselbe Antwort. Als er dann auch schließlich vor den Badofen trat und fragte: „Hast du nicht ein Mädel gesehen, mit einem brennenden Scheit in der Hand und einer goldenen Kette um den Hals?“ bekam der die Antwort: „Hinter mir steht sie!“ Nun ging der Bär hinter den Badofen, packte das Mädchen und geriß es. Die goldene Kette aber nahm er wieder mit.

Als der Köhler bis zum anderen Morgen vergeblich auf seine Tochter gewartet hatte, sprach er zu dem jüngeren der beiden Mädchen: „Deine Schwester kommt nicht wieder; der ist gewiß ein Unglück zugestoßen. Das Feuer aber müssen wir haben, sonst erfrieren wir im Winter. Und auch meine Arbeit kann ich ohne Feuer nicht verrichten. Geh' du darum hin und hole einen Brand!“ Da ging die andere Tochter in den Wald. Und es kam alles wie das erste Mal. Als der Bär, dem sie das Fell frauen mußte, eingeschlafen war, nahm auch sie die versprochene Halskette und lief davon. Bei dem Birnbaum angekommen, rief ihr dieser zu: „Schüttle mich, damit die Äste nicht brechen!“ „Ich hab' zwar nicht viel Zeit, aber lange wird's wohl nicht dauern!“ erwiderte das Mädchen. Dann kletterte es geschwind in die Zweige und rüttelte und schüttelte sie, daß die Birnen nur so herniederprasselten. Der Birnbaum aber sprach: „Ich danke dir, gutes Mädelchen, für deinen Dienst! Weil du mir geholfen hast, will ich dir wieder helfen!“ Und beim Weiterwandern befreite sie auch den Pflaumenbaum von seinen Früchten und weigerte sich nicht, auch die Kuchen aus dem Badofen zu ziehen. Der Pflaumenbaum gab ihr dasselbe Versprechen wie der Birnbaum. Und der Badofen sagte: „Du hast mir geholfen, braves Kind; darum will ich dir auch helfen! Stell' dich nur hinter mich!“

Bald nachdem das Mädchen den Bären verlassen hatte, war der raube Gefelle erwacht. Und als er auch diesmal seine Kette vermisste, machte er sich stürmenden Fußes an die Verfolgung der Geflüchteten. Wieder fragte der den Birnbaum: „Hast du nicht ein Mädel gesehen, mit einem brennenden Scheit in der Hand und einer goldenen Kette um den Hals?“ Der Baum jedoch gab ihm zur Antwort: „Ich habe nichts gesehen!“ Da fraß der Bär sämtliche Birnen, die das Mädchen geschüttelt hatte. Als er zuletzt vor d. m. Badofen erschien und seine Frage wiederholte, entgegnete dieser: „Ich habe nichts gesehen!“ Da machte sich das gierige Tier über die herausgezogenen Kuchen und Striezeln her und fraß davon so lange, — bis es zerplatzte.

Das Mädchen, das hinter dem Badofen verborgen war, trat jetzt hervor und lief heim zu seinem Vater. Der kam und holte die Bärenhaut. Und sie lebten fortan ohne Sorgen. Der Birnbaum und der Pflaumenbaum wurden alle Jahre einmal geschüttelt. Und der Badofen gab ihnen an Speise, soviel sie brauchten. Die schwere, goldene Kette des Bären verhandelten sie bei einem Goldschmied und kauften sich für den Erlös schöne neue Kleider und andere Dinge, die sie brauchten.

Klaus Tint.

Klaus Tint, er ritt im Zauberwald, da hebet sich der Berg auf Pfeilern, und er sieht darin viel wunderbar Gezwerg. Sie tanzen und zechen und kommen und sprechen:
„Klaus Tint! Klaus Tint! Wohin, wohin so flint?
Fah an das Horn und trink! Trint! Trint!“

Er nimmt das schöne Horn und trinkt, doch nicht den gift'gen Wein; er gießt es aus und hält es hoch und setzt die Sporen ein.
Er reitet von dannen um Birken und Tannen. —
„Klaus Tint! Klaus Tint! Wohin, wohin so flint?
Berst ihn mit Steinen, pint! Pint! Pint!“

Da wimmelt Berg und Wald von wilden Männern mannigfalt, und alles schreiet hinter ihm: „Gewalt, Gewalt, Gewalt!“
Er reitet von dannen um Birken und Tannen. —
„Klaus Tint! Klaus Tint! Wohin, wohin so flint?
Fall hin, fall hin und hint! Hint! Hint!“

Da fällt das Roß; er kugelt hin und rafft sich wieder auf, und hint und rollt und humpelt fort und purzelt nur im Lauf!
Doch rafft er die Glieder und rennt schon wieder. —
„Klaus Tint! Klaus Tint! Wohin, wohin so flint?
Verfink im Moor, verfink! Sink! Sink!“

Da plumpst er in den tiefen See. Doch weil er schwimmen kann und weil er fest den Becher hält, verfinst er nicht, der Mann.
Es helfen die Nixen, dem Flinken, die nicht: —
„Klaus Tint, Klaus Tint, nun folg du unserm Wink!
Nur hier hinüber, flint! Flint! Flint!“

Am Ufer stehn die Zwerge da; — sie sehn'n das Wasser sehr.
Die Nixen führen ihm das Roß im Flug geheilt daher.
Er reitet von dannen um Birken und Tannen:
„Ich heiß Klaus Tint! Mein ist der Becher blint,
von Silber nicht von Pint! Kling! Pint!“
(Unsere Kinderdichter. 14. Band. Verlag Seybold, Leipzig.)

Rätsellied vom wägen Tabaspieischen.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

ist ein Tabaspieischen,
Drin kein Tabak glimmt —
Dram sehr gern manch Junge
Sich's zum Rauchen nimmt.
Schüssel hat's und Fäßlein,
Drin für euch nichts ist, —
Aber würzige Mahlzeit,
Die manch Tier gern frist.

(1843 216)

Rätsellied von der kunstgeübten Bäuerin.

Vin gar eine viel bemühte
Laufmamsell nach euren Launen.
Und lauf' ich als Schlittschuhneige
In Figuren, muß man staunen.
Trag' auch immer, wo ich wirble,
Eine Kanne mit zum Guffe,
Und solange gefüllt mir diese,
Bleib' ich, redend, gern im Flusse.
Zeiten gibts, da ich euch diene,
Wo ich schwer euch lieg' am Herzen; —
Könnt das Glück mit mir erzielen
Ober alles euch verscherzen!

(1843 216)